

Zeitschrift: Schweizer Schule
Band: 49 (1962)
Heft: 10

Artikel: Das Kind in der Literatur
Autor: Hagen, Hedy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-531503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sophieren, sondern sehr realistisch sichtbar im zweirädrigen Karren des Hirten, der seine alte Mutter durch das Land fährt. Was für ein hartes und zugleich befreiendes Nebeneinander von Tragik und Komik, von ernüchterndem Realismus und christlich frommer Innigkeit! Was für ein Gegensatzreichtum zwischen menschlicher Kraft und Ohnmacht und christlicher Transzendenz! Wie der Hirt Caedmon mit seinem Krummstab einen Kreis zieht auf der Erde, seine Herde darin einschließt und sie dann Gott empfiehlt, daß er sie weide und hüte, so schließt der Dichter in diesem Spiel einen Kreis um die Gegensätze, verbindet Himmel und Erde, verharmlost nicht die sichtbare Welt und verzagt nicht an der unsichtbaren.

Mir scheint, daß unsere Zeit neuen Zugang zur Legende gewonnen hat, einen neuen Zugang zum Symbol und damit zum Märchen. Das Märchen ist freilich etwas anderes als die Legende. Die Legende reicht in eine noch tiefere Schicht des menschlichen Daseins als das Märchen. Die Legende deutet, das

Märchen wirkt als <Transparent>; das heißt: In der Legende ist der transzendente Eingriff der göttlichen Macht spürbar, deutbar, im Märchen spiegelt sich nur das Licht des Himmels wie in einem Kristall. Die Psychologie versagt vor der Legende, das Kunstmärchen kann sie eventuell erhellen. Dem wunderfeindlichen Realisten nützt aber auch die Psychologie nichts. Er kann weder Legenden noch Märchen lesen, denn ihre innere Wahrheit ist nicht mit Worten ausgedrückt. Wenn ein Lehrer mit seinen Schülern Märchen lesen will, muß er selbst zuerst diesen Zugang haben zum Geheimnis. Der Christ aber *hat* diesen Zugang. Steht er nicht mitten im größten Geheimnis? In das Mysterium der göttlichen Heilsgeschichte ist er mitleidend und mittätig hineinbezogen. Er wird oder sollte die sinnvolle Welt, die im Märchen aufleuchtet, schauen können, denn sie ist ein schwaches Vorbild jener Welt, auf die unser ganzer Kosmos mit einer nicht zu übersehenden innewohnenden Kraft hinstrebt. Und nur in der Sicht dieser Welt kann der Mensch die heutige Welt bestehen.

Das Kind in der Literatur Hedy Hagen

Lehrerin

<Das Kind in der Literatur>, so heißt meine Aufgabe. Gleich zu Beginn muß ich verraten, daß mich diese Arbeit gelockt hat wie kaum eine, daß ich aber gleich darauf darüber erschrocken war. Erschrocken vor der Fülle, die sich da bietet und vor der Qual der Auslese. Wo beginnt Literatur? so fragte ich mich. Wo und wann wird zum erstenmale ein *Kind* erwähnt? Soll ich nur in der deutschen Literatur nachschlagen, oder könnte uns zumindest im französischen Schrifttum eine Kostbarkeit verborgen sein? Soll meine Arbeit Erziehungsromane miteinbeziehen? Oder muß sie sich auf Novellen und Gedichte beschränken? Müßte gar das Buch der Bücher, die Bibel, mit hineingenommen werden in diesen Fragenkreis – zumindest jenes Wort im

Neuen Testament, das uns jedes Jahr in der Heiligen Nacht wieder aufstrahlt: «Puer natus est nobis...» Und weil streng systematische Arbeit nun einmal nicht meine Stärke ist, so muß ich ganz bescheiden um Nachsicht bitten. Ich habe da und dort etwas herausgepflückt, habe in meinen Büchern geblättert, habe gelesen – ja ich habe tatsächlich nach dem *Kind in der Literatur* gesucht. Was ich zusammengestellt habe, gleicht aber viel mehr einem bunten Blumenstrauß, aus Vergangenheit und Gegenwart gepflückt, als einer streng wissenschaftlichen Arbeit. Während meinen Vorbereitungsarbeiten saß ich einmal mit einer Lehrerin der deutschen Literatur in England zusammen. Es ist Irene Marinoff, die durch ihre verschiedenen Publikationen in der

Fortsetzung siehe Seite 319

«Schweizer Schule» bekannt sein mag. Irene Marinoff holte weit aus und empfahl mir die Lektüre so vieler Werke, daß mir armer Unterstufenlehrerin beinah jeder Mut sank, an dieser Arbeit weiterzuschaffen. Ich zähle diese Anregungen von Fräulein Dr. Marinoff auf: erstens einmal, um Ihnen ihre Gedanken nicht vorzuenthalten, denn vielleicht findet die eine oder andere Kollegin einmal Zeit, sich in diese Werke zu vertiefen. Zum zweiten setze ich damit einen Akt der Demut, weil Sie aus dem Vergleich mit dem, was man eigentlich sagen sollte und dem was ich wirklich zu bieten habe, meine Dürftigkeit feststellen können. Fräulein Dr. Marinoff empfahl also folgende Werke zur Lektüre: Das Waltharilied, den ganzen mittelalterlichen deutschen Sagenkreis mit Parzival und Roland, Ellen Key: «Das Jahrhundert des Kindes», «Emile» von Rousseau, Shakespeare: «King John» und «Richard III.». Als Erziehungsromane empfahl sie «Simplizissimus», «Dichtung und Wahrheit», «Wilhelm Meister», dann «Tell», «Don Carlos», «Erlkönig», Fénelons Mädchenerziehung. Weiter Werke von Droste Hülshoff, Pestalozzi, C. F. Meyer: «Die Leiden eines Knaben», Federer, Wiechert, Stifter, Carossa, Schaper, Gertrud von Le Fort und andere. Einige ihrer Ratschläge habe ich befolgt. Das meiste aber mußte ich weglassen, und manches war mir von früher her schon so lieb und vertraut, daß ich es gleich von Anfang an schon in meine Arbeit hatte einbeziehen wollen.

Nun möchte ich Ihnen sagen, was mich bei der Lektüre all dieser Gedichte und Erzählungen, die um das Kind kreisen, immer wieder tief beeindruckte: Es ist das *Leid*, die *Not* des Kindes. Ob sich diese meine Erfahrung, die ja auch eine rein subjektive Erfahrung sein mag, aus tiefenpsychologischen Tatsachen erklären läßt, bleibe dahingestellt. Es ist aber doch so, daß das Kind eben das *Ungeschützte*, das so *leicht Verletzbar* ist und daß vielleicht doch aus solchen Gründen immer wieder die Not und das Leid beschrieben werden. Wie sagt doch Brentano in seinen unvergleichlichen Versen:

«Wer ist ärmer als ein Kind!

An dem Scheideweg geboren,
heut geblendet, morgen blind,
ohne Führer geht's verloren.

Wer ist ärmer als ein Kind!

Wer dies einmal je empfunden,
ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden.»

Meine erste Begegnung mit dem Kind in der Literatur geht weit zurück bis in die Zeit, da ich als Backfisch für Eichendorff schwärmte, für Uhland und Storm. Aber auch damals schon waren es Gedichte mit traurigem Inhalt, in denen sich ein Kinderschicksal spiegelte. *Not und Tod*, das waren meine ersten Begegnungen mit dem Kind auf literarischem Gebiet, – *Not, Angst und Tod*. Schelten Sie mich deshalb nicht einen Pessimisten, sondern lesen Sie den Dichter selbst. Eichendorff schreibt:

Auf meines Kindes Tod

Von fern die Uhren schlagen,
Es ist schon tiefe Nacht,
Die Lampe brennt so düster,
Dein Bettlein ist gemacht.
Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus,
Wir sitzen einsam drinne
Und lauschen oft hinaus.
Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Tür,
Du hättest dich nur verirret
Und kämst nun müd herfür.
Wir armen, armen Toren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren –
Du fandst ja längst nach Haus.

Annette von Droste Hülshoff hat die *Angst* des Kindes geschildert in ihren Heidebildern mit dem Gedicht: «Der Knabe im Moor». Hebbel bearbeitet dasselbe Thema in «Heideknabe». Und Goethes «Erlkönig» ist ebenfalls ein Wortgemälde von Angst und Not:

«Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?

Es ist der Vater mit seinem Kind.
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.»

Es steigert sich im Verlauf des Gedichtes die Angst des Kindes und das Grausen des Vaters, bis der Dichter im Schlußvers schreit:

«Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind.
Erreicht den Hof mit Müh' und Not.
In seinen Armen das Kind war tot.»

Auch Rilke beschreibt seine Kindheit mit düsteren Worten. Lesen wir <Kindheit> aus dem <Buch der Bilder>:

«Da rinnt der Schule lange Angst und Zeit
mit Warten hin, mit lauter dumpfen Dingen.
O Einsamkeit, o schweres Zeitverbringen...
und auf den Plätzen die Fontänen springen,
und durch das alles gehn im kleinen Kleid,
ganz anders als die andern gehn und gingen:
O wunderliche Zeit, o Zeitverbringen,
o Einsamkeit.

Und in das alles fern hinauszuschauen:
Männer und Frauen, Männer, Männer, Frauen
und Kinder, welche anders sind und bunt,
und da ein Haus und dann und wann ein Hund
und Schrecken lautlos wechselnd mit Vertrauen:
O Trauer ohne Sinn, o Traum, o Grauen,
o Tiefe ohne Grund.

Und so zu spielen: Ball und Ring und Reifen
in einem Garten, welcher sanft verblaßt,
und manchmal die Erwachsenen zu streifen,
blind und verwildert in des Haschens Hast,
aber am Abend still mit kleinen, steifen
Schritten nach Haus zu gehn, fest angefaßt:
O immer mehr entweichendes Begreifen,
o Angst, o Last.

Und stundenlang am großen grauen Teiche
mit einem kleinen Segelschiff zu knien,
es zu vergessen, weil noch andre, gleiche
und schönere Segel durch die Ringe ziehn,
und denken müssen an das kleine bleiche
Gesicht, das sinkend aus dem Teiche schien:
O Kindheit, o entgleitende Vergleiche,
wohin? Wohin?»

Regina Ullmann kennt beides – frohe und traurige
Kinderschicksale. Lesen Sie, wie die Dichterin das
Sterben eines kleinen Mädchens schildert. Die Er-
zählung findet sich in <Der Engelskranz> und heißt
<Sterbendes Kind>.

«Susanna hielt die Puppe schwach in den Händen.
Sie packte sie unruhvoll ein und legte sie an ihr
Bettende... Dann reichte sie mir die Hand, daß ich
gehen sollte oder schweigen oder nicht daran den-
ken. Aber die Puppe schaute mir kalt durch die

Holzwand, und ich regte mich nicht von der Stelle,
während Susanna einschlief in Schweiß und Stöh-
nen. <Die Susanna muß sterben.> Das wußten wir,
sie und ich, durch die Puppe. Eines schlug eilig die
Decke zurück, wechselte Tücher und brachte Susi
wieder in einen ruhigen Schlaf. Aber die Puppe fiel
herab und zerbrach.»

Erschütternd ist die Erzählung von Edzard Schaper
<Stern über der Grenze>.

«Vier Kinder warten am Weihnachtsabend auf
ihren Vater, den Holzfäller in den großen Wäldern
im östlichen Deutschland. Die Familie bewohnt
eine Blockhütte. Vergeblich bemühen sich die Kin-
der, den Ofen zu heizen. Kein Streichholz im gan-
zen Haus. Keine Nachbarn weit und breit. Nur von
Osten her, von der andern Seite des Flusses blitzt
das starre Licht russischer Scheinwerfer, die ständig
das Grenzgebiet absuchen. Doch dieses kalte Licht
wärmt nicht. Auch der heimkehrende Vater hat
keine Streichhölzer mehr. Er findet die Kinder halb
erfroren in der Blockhütte. Dabei wollte er mit
ihnen frohe Weihnachten feiern. So geht der Mann
wieder fort, um irgendwo Feuer zu finden. Er mahnt
die Kinder, in der Hütte zu warten, denn schon hört
man das Bellen der Wölfe. Der Mann geht und geht,
stolpert im Dunkel, fällt erschöpft hin. Ein Schein-
werfer blitzt wieder auf. Ein Schuß! Ein Schuß von
drüben traf den Mann. Er war tot. Nach langem
Warten gingen die Kinder doch auf die Suche nach
ihrem Vater. Die Großen trugen die Kleineren, in
Tücher gewickelt auf dem Arm. Wie von unsicht-
barer Hand geführt, kamen die vier Waisen im
Dorfe an und waren gerettet.»

Eine Erzählung, die sich übrigens auch zum Vor-
lesen als Weihnachtsgeschichte bei größeren Kin-
dern eignen würde.

Graham Greene schildert in zwei erschütternden
Erzählungen die Not des Kindes, vor allem des
Kindes in unserer Zeit. Eine Erzählung berichtet,
wie ein kleiner Junge die Verworfenheit der Er-
wachsenen im eigenen Vaterhaus erlebt, da er
Zeuge wird eines Ehebruches und eines Mordes. Es
ist das Schicksal eines Schlüsselkindes aus sogenann-
ten vornehmen Kreisen, eines Kindes, das ohne
Liebe aufwächst, völlig vereinsamt, das sich im
kostbar ausgestatteten Elternhaus vorkommt wie

ein Fremder und das schließlich in der Flucht seine Rettung sucht.

Grausame Angst erlebt Francis, ein neunjähriger Knabe, der wider seinen Willen zu einer Kinder-einladung gehen muß. Er fürchtet sich vor dem Spiel im Dunkel (‹Spiel im Dunkel› ist der Titel jener Novellensammlung, in der die beiden erwähnten Erzählungen erschienen sind). Francis weiß, daß man nach dem Imbiß im Dunkel Verstecken spielen muß. Sein Bruder ist auch dabei. Wie nun alle Lichter ausgelöscht werden und die Kinder sich verstecken, da steigert sich Francis' Angst ins Krankhafte. Sein Bruder hält im dunkeln Versteck seine Hand. Doch, wie das Licht wieder eingeschaltet wird, ist Francis tot. Eine erschütternde Erzählung, die Kinderleid und Not unbarmherzig aufzeigt.

Ähnliche Beispiele ließen sich hier erzählen, Beispiele, die nicht alle derart realistisch und unbarmherzig die Not zeichnen, solche, die Lichtblicke bringen, die Leid und *Freude* aussagen. Ich denke dabei an ‹Das Waldkind› von Schnack oder an ‹Kinderlegende›, einen Tiroler-Roman aus harter Zeit von Leitgeb, beides Erzählungen, die Schülern auf der Ober- und Sekundarschulstufe tiefen Eindruck machen würden. Und wer würde nicht begeistert sein von Waggerls ‹Das Jahr des Herrn›? Es zeigt uns das Leben einfacher Menschen im Salzburgerland, mit ihren Bräuchen und Festen während des Jahres. Sinnbild der Freude auch im alltäglichen Leben ist der kleine David, ‹der zwar schwächling am Leibe, aber gewissermaßen dick geschwollen von Bosheit ist›.

Er wächst im Armenhaus auf und ist jedermanns Gehilfe. Er hat die wunderlichsten Einfälle und erfindet die unglaublichsten Geschichten. Schon im Schulalter wird er Einsiedler mit einer gestohlenen Kutte, vermeint mit Gottes Hilfe und einer Weidenrute Wasser zu riechen, bringt das ganze Dorf in Aufregung, weil er zwei unbekannte Männer, die als Geologen die Gegend absuchen, für Goldsucher hält.

Bisweilen befällt den kleinen David eine martervolle Angst vor sich selbst. Er ist darum immer mit Bußübungen und Gelöbnissen beschäftigt. So trägt er die Schuhe vertauscht und rollt ein anderes Mal stundenlang ein Kerzenende im Munde herum, um seine Zunge zu strafen. David ist immer ein wenig wirr im Kopf, aber trotzdem haben ihn die Leute gern, und der Kämmerer des Bischofs wird sogar

sein Firmpate. – Immer wieder taucht die Gestalt des Buben auf in Waggerls Roman und bringt durch ihre Frische und Originalität viel Heiteres und Köstliches in die dunklen Seiten des Dorflebens.

Daß nun aber meine Betrachtung nicht gar so düster sei, so lernen Sie auch andere Beispiele kennen – frohe, befreite, geborgene, beglückte Kindheit und Jugend. Wie herrlich schreibt doch Gertrud von Le Fort zu Beginn ihres Romans ‹Der Römische Brunnen›: ‹Das Lied meiner Jugend ist das Lied jenes kleinen römischen Brunnens, der seinen zarten Strahl in das vergreiste Marmorbecken eines antiken Sarkophages ergoß, an dessen Rand man mich als Kind aus dem fernen Deutschland verpflanzt hatte.›

Hans Carossa beschreibt seine ersten Erinnerungen mit diesen Worten: ‹Einmal weckte mich die Mutter nachts und trug mich auf die Straße hinab. Da standen Leute beisammen, murmelten untereinander und betrachteten den Himmel. Eine Hand drehte meinen Kopf in der Richtung, nach welcher alle blickten, und eine Stimme sagte: ‹Siehst du den Kometen?› Die Erscheinung drängte sich so schimmernd auf, daß ich sie nicht übersehen konnte. Ein langer Bogen von weißem Licht stand mitten in der Nachtschwärze über dem Dorf. Das geduldige Harren und Starren der Menschen, ihr fast ängstliches Flüstern, das einsam ferne Verweilen des gekrümmten Glanzes, dies alles prägte sich für immer ein, ergriff mich aber später, in der Erinnerung, viel stärker als in jener Nacht. Kaum drei Jahre alt, war ich weder für Furcht noch für Entzücken genug entfaltet. Ich saß am Arm der Mutter und spürte durch sie hindurch den sicheren Gang der Welt.›

‹Und spürte durch sie hindurch den sicheren Gang der Welt...› Wie ist doch mit diesem einen Satz die herrliche Geborgenheit des Kindes ausgesagt, sein Glück im Schoße der Familie. Ganz ähnlich spricht Stefan Andres in seiner Novelle ‹Der Knabe im Brunnen›, wo er davon erzählt, wie die Mutter ihr Kind bei Regen und Sturm unter ihrer weiten Pelerine berge, wie sie ihm, das unter dem Mantel nichts sah, Schritt für Schritt den Weg angab, wie sicher sich der Knabe in dieser Obhut fühlte.

Auch Heinrich Federer trägt Sonne und Freude in seine Erzählungen und Gedichte über das Kind. Lesen Sie von ihm ‹Meine ersten Hosen›.

Mein Kinderrock war mächtig weit
Für die erste Bübchenherrlichkeit,
Mußte nicht binden daran, noch knöpfen,
Wirbelt' herum mit allen Zöpfen.
Glich ihnen halb und halb auch nicht
Im zarten Tuch und Frechgesicht.
Haben mich doch zu ihnen gezählt,
Trauerten, wenn mein Röcklein gefehlt.

Ist nicht zu sagen, wie herrenleich
Mir damals ward im Mädchenreich,
Bei diesen raschen, klingenden Mündchen,
Den Spitzenärmeln und Taschenbündchen,
Woraus sie Rosinen und Sammetstreifen
und Vorhangringel zum Prahlen greifen,
Und den süßesten Schleck und das sauberste
Bröcklein
Dem Bubi opfern im Kinderröcklein.

Doch einst schlich aus der Pforte
Des Hinterhauses ich ohne Worte
Und kroch, wo die Hasel am dunkelsten spannen,
Lockten auch alle Ännchen und Annen.
Doch nach unendlichem Weigern und Sperren
Mich zwanzig Händchen ans Sonnenlicht zerren.
Da starb ich beinahe vor Scham und Leid
In meiner ersten rohen Zweibeinigkeit.
Und es scholl erschrocken, mitleidig und lose:
«Seht, seht, er trägt seine erste Hose!»

Meine erste Hose! – ich haßte sie.
Verblüht war die kindlichste Poesie.
Ich mußte dienen, wo ich befohlen,
Geben, wo ich gewohnt war zu holen.
Beim Spiel, wo ich der erste gewesen,
Ward ich zum letzten Partner erlesen.
Ein wenig zu plump, ein wenig zu würdig,
Den Flatterröcken nie ebenbürtig,
Hat mich die erste Hose so recht
Verdammt zum Frauenknecht.

Da fing es an, das Zornigwerden
Über die vielen Mädchen auf Erden,
Auch gegen das blondeste aller Bäschen,
Das schelmenäugige Kind Agneschen.
Da blies eine erste männliche Luft
Fort allen Bänder- und Mädchenduft,
Begann das Hassen der Weiberstuben,

Das kniende Staunen vor wilden Buben,
Begann das Dehnen und Sehnen nach großen,
Weltregierenden Männerhosen.

Denken wir auch an die Fülle der Wiegenlieder, die zum Volksgut geworden sind und die mit ihren schlichten Weisen das Kind in Liebe und Güte bergen. Brentanos Wiegenlied ist uns allen bekannt: <Schlaf Kindlein schlaf, der Vater hütet 's Schaf. Die Mutter schüttelt 's Bäumelein. Da fällt herab ein Träumelein. Schlaf, Kindlein, schlaf...>

So wechselt beides – Liebes und Leides, Düsternis und Heiterkeit, Glück und Leid. Wohl uns, wenn wir unsere kleine Betrachtung über <Das Kind in der Literatur> mit jenen Worten und mit jener Einsicht beschließen dürfen, mit der Edzard Schaper seine Erzählung <Das Christkind aus den großen Wäldern> beschließt.

«Ein finnischer Soldat hatte auf einem Patrouillengang im finnischen Winterkrieg in einem verlassenen Haus einen Säugling in seinem Bettchen gefunden. Das Kindlein war auf teuflische Art mit einer Zeitbombe zusammengekoppelt worden. Wer das Kind befreien wollte, mußte sein Leben aufs Spiel setzen. Doch Jäntinnen gelang das scheinbar Unmögliche. Er konnte das Kind lösen und die Bombe entschärfen. Nun trug er das Kleine kilometerweit durch feindliche Stellungen hindurch, in der beständigen Angst, das Kind könnte zu schreien anfangen und ihn so verraten. Am Weihnachtsabend erreichte er seine Kompagnie wieder. Das Kind wurde in ein Waisenhaus gebracht, und erst nach Jahren konnte der Retter seinen Schützling wiedersehen.»

Und eben dieser Augenblick gibt dem Dichter Gelegenheit, jene Worte auszusprechen, die auch meine Betrachtung über <Das Kind in der Literatur> beschließen sollen:

«<Juhani, Jussi!> murmelte er, und das Kind plapperte ihm etwas ins Ohr, was wohl nur er zu deuten verstand – vielleicht über das Begreifen hinaus das wehmütige und zugleich freudige Wissen, daß seit der einen Heiligen Nacht der Geburt keiner von uns Menschen mehr nur für sich leben kann, aber daß wir auch alle nicht mehr für uns allein sterben können. Daß wir füreinander verloren werden und füreinander gefunden, bis wir vereint werden in der einen Hand.»

Alles erzieherische Handeln ist letztlich weltanschaulich bedingt und geht aus einer Grundbewertung des Seinsphänomens hervor.

HANS-HERBERT STOLDT